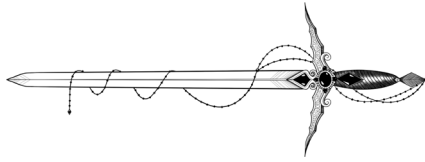


Prolog

Die Farbe von Blut



Ich stand in einem Meer aus Blut.

Das Gefühl der dickflüssigen Nässe unter meinen nackten Füßen bereitete mir eine so starke Übelkeit, dass ich kaum denken konnte. Der Geruch der noch warmen Flüssigkeit raubte mir den Atem. Ich drückte meine Hand auf Mund und Nase und sah mich um. Als ich erkannte, wo ich mich befand, blieb mir fast das Herz stehen.

Die Gasse war leer, dennoch dröhnte ohrenbetäubender Lärm um mich herum. Schreie, Schüsse, Explosionen und – ich erstarnte – das Gelächter von Piraten. Ich drehte mich im Kreis und fand die von Efeu bewachsene Wand vor mir. Diesmal zögerte ich keinen Moment. Wie in Trance lief ich darauf zu und fand sogleich die Tür, die hinter dem dichten Grün verborgen lag. Zu meiner Überraschung ließ sie sich mühelos öffnen, als hätte sie seit damals niemand mehr angerührt.

Unsere erste Begegnung, dachte ich und ein flüchtiges Lächeln schlich sich auf meine Lippen. Ein Lächeln, das die unsagbare Traurigkeit in meinem Herzen nicht einmal ansatzweise trügen konnte. Warum bin ich hier?, fragte ich mich, während ich in das Innere des Gebäudes trat und die Treppen nach oben stieg. Der Gestank des Blutes wurde von Staub und Moder vertrieben. Ich

atmete ein paar Mal tief durch und es war, als hätte ich noch nie etwas Angenehmeres gerochen als den Duft dieses zerfallenen, vermodernden Gebäudes.

Oben angekommen, trat ich selbstsicher durch die Tür, die nur sachte angelehnt war. Sie knarzte leise – das Flüstern einer fremden Welt. Ich trat auf das Dach hinaus. Über mir prangte der Nachthimmel, der unter anderen Umständen sternenklar gewesen wäre. So wie damals, als ich mit Petrichor hier oben gestanden hatte. Damals, als ich noch nicht einmal seinen Namen gekannt hatte. Ja, unter anderen Umständen hätte diese Erinnerung ein nostalgisches Gefühl in mir ausgelöst.

Doch nicht heute.

Rauchschwaden stiegen zwischen den Häusern empor, vernebelten die klare Luft und trugen den Duft von Verbranntem und Schwefel mit sich. Der mit Rußpartikeln getränkte Rauch stieg mir in die Lungen und ich hustete, als ich näher an die Kante des Daches herantrat. Das rostige Geländer unter meinen Fingern bröckelte – ich fühlte die Partikel wie Sand an meiner Haut kleben. Mein Blick wanderte voller Unbehagen über Lynhdinas. Was ich sah, löste eine ungeheure Angst in mir aus.

Der Ursprung der Unruhen lag etwas weiter nördlich. Ich wusste noch immer nicht, in welchem Teil der Stadt sich diese Gasse befand. Ich hatte auch nie jemanden danach gefragt. Wieso auch? Lynhdinas war eine große Stadt, ich hätte mit der Information nicht einmal etwas anfangen können. Jedoch war das Meer so weit entfernt, dass ich es selbst von hier oben kaum erkennen konnte. Eine kühle Brise wehte vom Abgrund empor und trug erneut den metallischen Geruch mit sich, den ich mittlerweile viel zu gut kannte – viel zu oft hatte ertragen müssen. Diesmal musste ich mich nicht übergeben.

Kann man sich tatsächlich an den Tod gewöhnen?

Flammen züngelten aus etlichen Häusern gen Himmel, breiteten sich rasend schnell aus. Die Holzgiebel der Fachwerkhäuser boten eine Delikatesse für das Flammenmeer. Die Umgebung war in ein

kontrastreiches, orange-schwarzes Flackern getaucht. Menschen liefen schreiend durch die Straßen, flüchteten. Immer wieder hörte ich Schüsse. Gelächter. Immer wieder dieses grässliche Lachen! Hörten sich alle Piraten so dermaßen widerwärtig an? Mir ging dieses Geräusch durch Mark und Bein. Es klang, als würden es diese Mistkerle in vollen Zügen genießen, Menschen zu bestehen, zu quälen und deren Häuser niederzubrennen.

Ich fühlte mich hilflos – unbewaffnet konnte ich nichts ausrichten. So musste ich mich wie ein elender Feigling auf diesem Dach verstecken und hoffen, dass ich bald aufwachen würde.

Aufwachen? Etwas regte sich in meiner Erinnerung, aber meine Gedanken waren nicht vollkommen klar. Als läge ein trüber Nebel über meinem Verstand. Ich hob den Blick. Verlor mich kurz. Irgendwo. In einer Welt, die nicht meine war. In einer Erinnerung, die nicht mir gehörte.

Der Himmel besaß die Farbe von Karmesin, das frisch aus reinem Pigment angerührt worden war. Die Stormhunter schwebte über der Stadt, nicht allzu weit von mir entfernt. Ich hatte sie nicht einmal bemerkt. Hätte sie mir nicht schon vorher auffallen müssen? Jetzt zuckte ich bei ihrem Anblick nicht einmal zusammen. Was stimmte nicht mit mir? Auch dieser Gedanke verlor sich. Und noch etwas anderes ging verloren, ich wusste nicht, was. Oder ob nicht stattdessen etwas hinzukam. Ein Riss in der Realität.

Ein Riss im Traum wohl eher, dachte ich und spürte eine Anwesenheit neben mir. Eine düstere, starke Erscheinung. Fremd und doch vertraut. Jedoch wusste ich sofort, dass es nicht Petrichor war.

Ich wollte mich umdrehen, doch es gelang mir nur schleppend. Mein Blick haftete weiterhin an der Stormhunter. Als würde ein tonnenschweres Gewicht auf meinem Körper lasten. Eine eiskalte Furcht legte sich über mein Innerstes. Eine Angst, die ich kaum in Worte fassen konnte. Es war, als würden sich Frostblumen auf meinen Knochen festsetzen. Eine Form von Kälte, die kein Feuer der Welt jemals hätte schmelzen können.

Für einen Moment dachte ich daran, mich dennoch in die Flammen zu stürzen. Nur, um dieser Anwesenheit neben mir zu entkommen. Um aufzuwachen. Da, wieder dieser Gedanke! Etwas veränderte sich. Als würde sich dieser Moment weiterentwickeln wie eine Schmetterlingslarve in ihrem Kokon. Eine Metamorphose in Augenblicken. Millimeter für Millimeter zwang ich mich, meinen Kopf zu drehen. Meine Hand wanderte zu meinem Hals, als erwartete mein Unterbewusstsein, dort etwas zu finden, was mich aus diesem Alptraum befreien könnte.

Alptraum? War ich nicht eben noch ...? Ehe meine Finger über den silbernen Würfel tasteten, dessen Existenz ich bis gerade eben vollkommen vergessen hatte, fiel jede Last von mir ab. Ich drehte mich ruckartig zur Seite. Als hätte sich die Zeit von einem zähen Kaugummifaden losgerissen und schnellte jetzt in dreifacher Geschwindigkeit voraus.

Doch noch bevor meine Augen die Person neben mir fixieren konnten, noch bevor meine Finger die Zahl unter meinen Fingern ertasteten – wachte ich auf.

Die Straßen waren blutgetränkt.

Die Dunkelheit ließ zuerst nicht erkennen, ob es nur die Nässe des Regens war, die sich über die in der Nacht farblos wirkenden Pflastersteine gelegt hatte, oder ob sich etwas anderes, Dickflüssigeres daruntermischte. Man musste schon ganz genau hinsehen, um den Hauch Bordeauxrot im Licht der Straßenlaternen schimmern zu sehen.

Ein wahrlich inspirierendes Kunstwerk, dachte er und wurde von einem Geräusch aus den Gedanken gerissen.

Eine Frau mit blutüberströmtem Gesicht stolperte die Straße entlang, bog in die Gasse ab und wiegte sich in Sicherheit. Sie sank gegen eine Wand und ließ sich wimmernd in einem geschützten Hauseingang nieder. Die Flammen waren noch nicht bis hierher vorgedrungen und sie erhoffte sich wohl, in den Schatten der kleinen Seitengasse vor den Piraten in Sicherheit zu sein.

Vorerst vielleicht, dachte er. Eigentlich haben meine Männer die Anweisung, die Frauen und Kinder zu verschonen. Was solls, diese Tiere tun und lassen, was sie wollen. Und letzten Endes sind alle Opfer irgendwann begraben und vergessen. Und das schneller, als man denkt.

Er wandte den Blick ab. Das Einzige, was ihn im Moment interessierte, war, dass der Raubzug erfolgreich ausfallen würde. Die Vorräte waren knapp und seine Crew würde hoffentlich an genügend nützliche Dinge kommen. *Kuchen oder Wein wären definitiv auch nicht zu verachten*, dachte er. Auch wenn er wusste, dass die Leute in diesem Teil der Stadt nicht gerade die reichsten waren. Dennoch hatte er ab und an wahre Schätze bei den ärmeren Bürgern entdeckt. *Man glaubt gar nicht, welche Menschen im Besitz von magischen Artefakten sind.*

Auf dem Dach, auf dem er sich befand, hatte er einen unschlagbaren Ausblick auf sein Werk. Die wundervollen Farben des absoluten Chaos – Flammenmeere aus Neon-Orange und Scharlachrot. Die Schreie der Menschen klangen wie süßliche Musik in seinen Ohren. Ein Orchester aus Schüssen, Explosionen und einstürzenden Gebäuden.

Er lächelte.

Sein Angriff war eine Spontanaktion gewesen und kam für die Bürger der Stadt völlig unerwartet, weshalb seine Crew auch nicht allzu viele Verluste erleiden würde. Die Stadtwache war noch nicht einmal am Ort des Geschehens angekommen. Über die Soldaten machte er sich sowieso keine Sorgen.

Lynhdinas Bürgermeister ist ein unfähiger Idiot. Außerdem hat dieser Mann genauso wenig Skrupel wie ein Verbrecher.

Ich könnte Timothy Van Buren eigentlich direkt in meine Crew aufnehmen, dachte er belustigt. *Lieber opfert er ein paar Bürger seiner Stadt, als seine Soldaten in den Kampf zu schicken, um eventuelle Verluste zu vermeiden. Es steht mir zu, mir zu nehmen, was ich will. Timothy weiß haargenau, dass ihm die Hände gebunden sind. Er hat viel zu viel Respekt vor meinem*

lieben alten Freund. So wie jeder hier in diesem verdammten Land. Der Pakt ist wirklich ein Segen ...

Bevor er sich den Namen seines alten Freundes in Erinnerung rufen konnte, wurde er abgelenkt.

Ein Windstoß wehte ihm feine Rußpartikel ins Gesicht. Er wischte sich fluchend über die Augen und erstarrte. Sofort schnellte seine Hand zu der Pistole an seinem Gürtel. Er spürte eine Anwesenheit, dicht neben ihm. Blitzschnell zog er die Waffe und zielte ... ins Nichts.

Er runzelte die Stirn. Ein hauchfeines Flimmern durchzuckte die Schatten, war jedoch nach einem weiteren Blinzeln verschwunden.

Es war niemand zu sehen.

»Was ...?«, murmelte er und starrte angestrengt in die Leere. »Wer ist da?« Er spürte deutlich eine starke Präsenz dicht vor ihm. Und dieses formlose Nichts sah ihn an – starrte direkt in seine Augen. *Direkt in ihn hinein.*

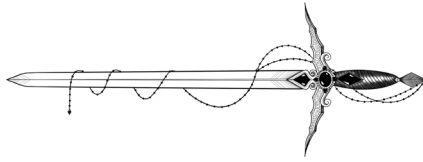
Die Dunkelheit schien zu flüstern und ihn wie ein formloser Geist zu verspotten, ehe sie vollends verschwand. Die Leere füllte sich und wog schwerer als zuvor.

Noch nie hatte der Alchemist eine derart verschlingende Angst empfunden, wie in jener Nacht über den Dächern von Lynhdinas.



Kapitel 1

Der Alchemist



Wann wird ein Monster zu einem Monster? Erschafft es sich selbst? Wird es langsam über Zeiten hinweg – Wunde für Wunde, Narbe für Narbe – zu dem gemacht, was es ist? Oder gibt es Dinge, die von Anfang an dazu bestimmt sind, böse zu sein? Doch kann ein Schatten gänzlich ohne Licht existieren? Kann irgendwann, nach so viel empfundenem Leid, jeglicher Funke Hoffnung aus einer Seele verbannt werden? Bis letztendlich nichts mehr übrig ist, außer Hass und Dunkelheit? Wie viel Schmerz muss jemand erleiden, um ein Monster zu werden? Ein Monster, das von den Schatten zehrt, um zu überleben?

Der Raum war düster und voller tanzender Schatten, als Petrichor die Tür hinter sich schloss. Ein paar Kerzen tauchten das Holz der Wände fleckenweise in ein orange-flimmerndes Licht, das es jedoch nicht schaffte, den kompletten Raum zu erhellen. Der Duft des heruntertropfenden Wachses lag in der Luft und vermischte sich mit dem Geruch des knisternden Kaminfeuers. Die Wärme im Raum war angenehm, dennoch blieb eine unheimliche Kälte in der Luft hängen wie ein krankhaftes Miasma.

»Komm zu mir«, sagte eine tiefe Stimme.

Petrichor trat näher an den großen Sessel heran, in dem die Gestalt saß, die zu ihm gesprochen hatte. Sein Gesicht lag fast gänzlich in den Schatten verborgen und wurde zusätzlich vom Rauch seiner Pfeife in einen grauen Nebel gehüllt.

Als der Duft des süßlichen Tabaks in Petrichors Nase stieg, musste er dem Drang widerstehen, sich eine Zigarette anzuzünden. Er spielte mit den Ringen an seinen Fingern herum, um sich abzulenken. Denn er wusste, dass der Alchemist ein so unhöfliches Verhalten nicht dulden würde.

Auf dem Tisch vor ihm stand die Belladonna, die sorgfältig in einen Behälter mit Erde gepflanzt worden war. Ihre Blätter schimmerten selbst in der Dunkelheit und strahlten in ihrem gewohnten magieblauen Ton.

Er war kurz davor, den Alchemisten nach den Kräften der Pflanze zu fragen, als dieser zuerst das Wort ergriff.

»Petrichor, du warst in letzter Zeit sehr erfolgreich. Ich bin mehr als zufrieden mit deiner Arbeit«, lobte ihn der Alchemist und nahm einen tiefen Zug von seiner Pfeife.

»Danke. Ich gebe mir stets die größte Mühe, die Artefakte für Euch zu beschaffen«, erwiderte er monoton.

Der Mann nickte. »Es ist nur äußerst bedauerlich, dass du das Schwert nicht finden konntest. Ich werde weitere Nachforschungen betreiben. Vielleicht ist es an einem anderen Ort versteckt. Es ist sehr wichtig, dass wir es finden ...« In seine Stimme schlich sich ein warnender Unterton, dann lag für einige Sekunden eine unheilvolle Stille zwischen ihnen. »Immerhin hast du die Belladonna beschaffen können. Diese wird mir noch von großem Nutzen sein. Mein erstes kleines Experiment hat bereits erfolgreich funktioniert.«

»Darf ich erfahren, was diese Pflanze für Kräfte besitzt?«, fragte Petrichor und nutzte den Augenblick.

Der Alchemist lachte. Es war ein tiefes und schauriges Lachen. »Du wirst es erfahren, wenn es an der Zeit ist. Heutzutage weiß fast niemand mehr, welche unglaublich starke Magie in ihr steckt.

Man sagt, dies wäre die Letzte ihrer Art. Sie ist ein wichtiger Bestandteil, damit wir unseren Plan in die Tat umsetzen können. Wir benötigen sie für die letzte *Zutat*.«

Petrichor nickte. Mehr musste er nicht wissen. Er wandte sich um und schritt auf die Tür zu. Die Übergabe war abgeschlossen.

»Warte«, befahl der Alchemist plötzlich.

Petrichor blieb stehen. Seine Finger zitterten und er wusste nicht, ob es die Sucht war, die an seinen Nerven zerrte, oder die unheilvolle Anspannung, die er grundsätzlich in der Nähe des Piratenkönigs spürte. Es war keine direkte Angst, die er empfand, sondern vielmehr krankhafter Respekt und das Wissen, dass dieser Mann unberechenbar war. Er *wollte*, dass der Alchemist stolz auf ihn war.

Sein Auftraggeber sah weiter unbeirrt ins Feuer und war die Ruhe selbst. »Wer ist das Mädchen?«

Petrichor ballte die Hände zu Fäusten. »Igor nimmt es wohl immer sehr vorschriftsmäßig mit der Berichterstattung ...«, antwortete er mit ruhiger Stimme. »Sie ist mir, beziehungsweise uns, eine große Hilfe bei der Beschaffung der Artefakte.«

»Wie lange arbeitet sie schon für dich?«

»Seit November letzten Jahres«, gestand Petrichor und wusste, welche Konsequenzen diese Antwort für ihn haben könnte.

»Warum hast du nicht schon längst eine höhere Bezahlung gefordert, wenn du eine Person mehr in deiner Bande hast?«, fragte er skeptisch.

Weil sie keine Bezahlung benötigt, dachte er schmunzelnd und log stattdessen. »Ich habe den Lohn der anderen ganz einfach etwas gekürzt.«

Der Alchemist lachte amüsiert und nickte anerkennend. »Igor hat erwähnt, dass sie eine Hexe ist.«

»Ja. Sie hat die Gabe, magische Dinge aufzuspüren.«

»Erstaunlich. Von so einer Gabe habe ich noch nie gehört.« Er legte die Pfeife auf den Tisch und stützte das Kinn auf seine Hand.

»Ging mir genauso.«

Der Alchemist schwieg und Petrichor atmete auf. Jedoch ließ er sich seine Anspannung in keiner Weise anmerken. Ohne Asras Hilfe hätten sie viele der Gegenstände gar nicht erst beschaffen können und er vermutete, dass der Alchemist deshalb über seinen Fehler hinweg sah.

Der Mann in den Schatten streckte plötzlich die Hand aus. Petrichor zuckte alarmiert zusammen, doch es war nur ein Umschlag mit der Bezahlung und ein zusammengefaltetes Stück Papier. Er trat näher auf seinen Auftraggeber zu und nahm es dankend an sich. Dabei wagte er es nicht, ihm ins Gesicht zu sehen.

»Der nächste Auftrag«, erklärte der Alchemist.

Petrichor verbeugte sich leicht und wollte sich schon auf den Weg zur Tür machen, als er grob am Handgelenk gepackt wurde.

»Ich hätte gern meinen Kompass zurück. Du benötigst ihn ja jetzt nicht mehr.« Ein eiskaltes Lächeln lag auf den Lippen des gefürchtetsten aller Piraten.

Petrichor wurde plötzlich übel, als der süßliche Duft des Tabaks ihn immer mehr einhüllte. *Es war niemals dein Kompass, verdammt.* »Aber ...«, begann er stattdessen, doch der Alchemist erhob warnend seine Hand.

»Der Kompass ist eines der mächtigsten Artefakte, die ich kenne. Er war jetzt lange genug in deinem Besitz.«

Petrichor schwieg resigniert und griff in seine Jackentasche, um dem Alchemisten den goldenen Kompass auszuhandigen. Er wusste, dass er keine andere Wahl hatte. Wütend biss er sich auf die Lippe, als er sich umdrehte und zur Tür zurückmarschierte.

Doch der Alchemist lachte schadenfroh. »Denkst du wirklich, ich lasse dich so gehen? Du bist mein bester Mann, Petrichor. Ich brauche deine Dienste auch weiterhin.« Er streckte ihm erneut seine Hand entgegen, in der er ein vom

Alter gezeichnetes Buch hielt. »Das hier wird dir bei deinem Problem helfen«, erklärte er knapp.

Petrichor nahm das Buch an sich, auch wenn er nicht wusste, was er davon halten sollte. Seine Neugier ließ er sich nicht anmerken, als er auf die Tür zuging. Er wollte diesen Ort so schnell wie möglich verlassen – doch wieder erstarrte er mitten in der Bewegung.

»Verrate mir noch eins«, begann der Alchemist ein letztes Mal, »wie konntest du so eine begabte Hexe davon überzeugen, für dich zu arbeiten?«

Auf Petrichors Lippen schlich sich ein spöttisches Lächeln. »Ich habe ihr keine andere Wahl gelassen.«